

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 3 (1935-1936)
Heft: 6

Artikel: Der Tod Ludwigs XV.
Autor: Besenval / A.M.E.-J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759251>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

opfervollem Eifer eingetragen. Von selbst versteht sich, daß dabei auch einer so repräsentativen Persönlichkeit wie Besenvals mit höchster Anerkennung gedacht wird. Zurlauben und Besenval sind unsere beiden großen literarischen Offiziere im Dienste des Ancien Régime. Sie gehören zusammen in ein und denselben Band der Schweizer Klassiker: mit ihren gegenseitigen Beurteilungen, sodann der eine mit den glänzendsten Seiten über eine untergehende Gesellschaft, der andere mit den liebevollsten Bildern der ewig unbewegten Heimat.

Der Tod Ludwigs XV.

Aus den Memoiren des Barons von Besenval
(geschrieben 1774)

Während einer jener zwei- bis dreitägigen Reisen, durch welche er immer wieder versuchte, die sinnlose Leere seines Lebens auszufüllen und Müßiggang und Langeweile, die ihn überall verfolgten, zu vertreiben, befiel den König am 28. April 1774 im kleinen Trianon ein Unwohlsein. Madame du Barry, welche befürchtete, daß auch die geringste Beunruhigung über sein Befinden in ihm jene Angst vor dem Teufel zurückrufen könnte, die beim leisesten Vorwand zu erwachen pflegte, und ihn veranlassen möchte, einen Beichtiger holen zu lassen, wollte ihn bestimmen, in Trianon zu bleiben. Hier, umgeben von der üblen Schar der Höflinge, die sich für sie erklärt hatten, brauchte sie von der königlichen Familie und den Intrigen, die man gegen sie hätte unternehmen können, nichts zu fürchten. Aber M. d'Aiguillon, der dieses Vorgehen allzu gewagt fand, veranlaßte sie, den König nach Versailles zu bringen, wohin er denn auch zurückkehrte, den Rat des ersten Leibarztes S. M., La Martinière, befolgend, der sich mit gewohnter Ehrlichkeit und rücksichtsloser Offenheit für diese Heimkehr ausgesprochen hatte.

Alle Symptome, in erster Linie die Erschöpfung, wie auch einige Schwächeanfälle, deuteten die Hofärzte, in Übereinstimmung mit den von Paris herbeigerufenen Leroi und Bordeu, auf den Ausbruch einer Krankheit; aber keiner von ihnen dachte an Pocken, insbesondere weil man überzeugt war, daß der König sie schon gehabt hatte. In der Tat hatte er in seiner Jugend in Fontainebleau

an einem Hautausschlag gelitten, der, obschon mit Pocken bezeichnet, damit doch nichts zu tun haben konnte, da der König am fünften Tag der Krankheit bereits wieder aufstehen und der Genesung entgegengehen konnte.

Von diesem Standpunkt aus verordnete die Fakultät einen Aderlaß am Arm, sowie Brechmittel. Kopf- und Nierenschmerzen, Brechen und Fieber nahmen nicht ab, man wiederholte den Aderlaß am Abend des 29. in sehr ausgiebiger Weise. Seither wurde diesem Aderlaß der bösertige Verlauf der Krankheit und schließlich der Tod des Königs zugeschrieben, da man den Eingriff zu Beginn des Ausschlags unternommen hatte. Sicher ist nur, daß während der Nacht, kurz nach dem letzten Aderlaß, die Pocken sich erklärten. Dies gaben die Ärzte bekannt.

Sobald die Pocken sich erklärten, wurde jede Berührung des Königs mit der königlichen Familie vermieden, da niemand außer der Kronprinzessin diese Krankheit gehabt hatte. Nur Madame Adélaïde, Madame Victoire und Madame Sophie glaubten es ihrem Vater schuldig zu sein, sich mit ihm abzuschließen. Ihr Mut und ihre kindliche Pietät, die sicher lobenswert waren, machten keinen großen Eindruck; abgesehen davon, daß dieses Jahrhundert, das mit so viel Eifer zu tadeln liebt, aus eben diesem Grund zu jedem Lobspruch wenig geneigt ist, so war auch der Gegenstand ihrer Hingabe mehr als gleichgültig, was den Glanz des Opfers einigermaßen trübte. Übrigens waren diese Damen nicht beliebt: sie hatten allzu oft den Beweis ihrer Charakterschwäche und des daraus folgenden Mangels an Aufrichtigkeit geliefert.

Welche Krankheit immer ein Herrscher haben mag, nie würden die Ärzte zugeben, daß es ihm schlecht gehe, so lange er nicht tot ist. Schmeichelei und Berechnung begleiten den Herrscher bis ins Grab. Obschon der Ausschlag des Königs zu fließen und schlimmer zu werden begann, obschon die Fieber stiegen, neue Pusteln sich bildeten und die Verdauung sehr schlecht war, veröffentlichte man an den ersten Tagen, es gehe alles glänzend. M. d'Aiguillon, Madame du Barry und ihre Anhänger begrüßten, was die Gegenpartei befürchtete. Da diese letztere sich viel von der Erteilung der Sakramente versprach und es sich ziemte, die heilige Handlung bei einer Krankheit von so schwerer Natur ungesäumt vorzunehmen, so ließen sie nicht ab, dies laut zu fordern. Aber all dies Geschrei vermochte gar nichts. Die Partei der Anti-Barriens und Anti-Aiguil-

lonistes bestand aus Ehrenmännern, die wenig geschickt zur Intrige, sich aus Anstand von dieser «Spelunke eines Hofes», wie sie es nannten, fernhielten und allen Einfluß eingebüßt hatten, der ihnen dort eine Revolution zu entfachen erlaubt hätte, und aus Frauen, die unfähig zur Führung und unbedacht in ihren Äußerungen, ihren Gegnerinnen verhaßt und selbst gefährlich für ihre Freunde waren.

M. d'Aiguillon hatte Versailles mit seinen Anhängern gefüllt und die ganze Umgebung zu gewinnen vermocht, so daß nichts geschehen, noch zum König dringen konnte, das nicht sein Einverständnis hatte. Sein Erfolg war um so sicherer, als er ganz allein und ohne Aufsehen zu erregen seine Intrigen führte, in welche er niemanden einzuweihen pflegte, so daß er auch keine Indiskretion zu fürchten brauchte. Indem er jeden, dem er eine Rolle zuwies, im Dunkeln ließ über sein Ziel, erreichte er dieses meistens ohne daß die Leute, welche er in Bewegung gesetzt hatte, wußten, was der eigentliche Sinn ihrer Rolle war. Alle, die ihm dienten, waren ihm völlig ergeben. Da sie sich unter dem Banner der Madame du Barry geschart hatten, fühlten sie, daß ihre Existenz abhing von derjenigen der Mätresse und des Ministers.

Deshalb entschloß sich M. le Duc d'Aumont, erster diensthabender Kammerherr, im Anfang der Krankheit unter dem Vorwand, es kämen zu viel Leute in das Gemach des Königs, lieber auf die Ausübung seines Amtes zu verzichten und sich vom Lager seines Herrn zu trennen, als durch das Hereinlassen aller Leute, denen es gestattet war, Gefahr zu laufen, daß einer ein Wort an den König richten könnte, welches diesen zur Besinnung und zum Entschluß gebracht hätte, dem Skandal ein Ende zu bereiten.

M. d'Aumont ließ den Befehl an den diensthabenden Kammerdiener Laborde übergehen, einen frechen Kerl und Brausekopf, der sich an die Partei der du Barry verkauft hatte und abends mit peinlicher Genauigkeit alle Leute aus dem Zimmer hinausbeförderte, um die Favoritin an das Bett des Königs zu führen, welchen Ort sie, soviel man erfahren konnte, wenig zufrieden verlassen hat, da der König, sei es aus Erschöpfung, Zerrüttung des Denkvermögens oder aus Gleichgültigkeit, wenig Gefallen und Freude an ihrem Erscheinen zeigte.

Die Leute, welche eine Veränderung wünschten und jeden Zugang zum König verschlossen sahen, hatten keine andere Hoffnung

mehr, als den Erzbischof von Paris. In der Tat war es leicht anzunehmen, daß ein Erzbischof sich unter solchen Umständen nach Versailles begeben würde, um in Erfüllung seiner Pflichten einen König, der sich betitelte als «allerchristlichste Majestät und erstgeborenen Sohn der Kirche», an das Sakrament zu gemahnen. Man hatte um so mehr Grund dies zu erwarten, als M. de Beaumont, der Erzbischof von Paris, den Jesuiten überaus verbunden und öfters als Verteidiger ihrer Sache verbannt, arm am Geist und eigensinnig wie alle beschränkten Menschen, stets den Ruf eines frommen Geistlichen genossen und das Gebaren eines Ehrenmannes aufgewiesen hatte. Man wunderte sich deshalb über sein Ausbleiben, ob schon man wußte, daß er sich in einem leidigen Zustand befand, da er an Nierensteinschmerzen litt.

Endlich kündigte er sich an auf Montag den 2. Mai. M. le Duc d'Orléans, der sich für keine Partei entschließen konnte und ausdrücklich seine Neutralität bezeugen wollte, hielt es für seine Pflicht, mit Madame Adélaïde zu sprechen, da es an ihr war, den Befehl auszugeben. Nicht einer von allen rechnete mit dem Kronprinzen und niemand dachte auch nur entfernt an die Möglichkeit, daß dieser in wenig Tagen Herr sein könnte. M. le Duc d'Orléans frug die Prinzessin, wie sie sich zu der Erteilung der Sterbesakramente stelle und ob es nicht Zeit wäre, Vorkehrungen dafür zu treffen. Sie antwortete, der Entscheid darüber stehe bei den Ärzten, und allsogleich wurden diese versammelt. Sie betonten einstimmig, daß sie es vom ersten Augenblick an den Palastoffizieren vorgeschlagen hätten, welche aber die Sache nicht auf sich nehmen wollten; im jetzigen Zustand der Vereiterung würde es jedoch eine ungeheure Aufregung bedeuten und dem König den Todesstreich versetzen. Man merkte wohl, daß es M. d'Aiguillon war, der sich ihrer Stimme bedient hatte. Wenn auch nicht alle ihm völlig ergeben waren, so gehörte doch die Mehrzahl unter ihnen zu seinen Anhängern: was übrig blieb, wagte den Mund nicht aufzutun. Madame Adélaïde, die man höchlich verdächtigte, von dem Minister gewonnen worden zu sein, erfaßte lebhaft die Gefahr, in die man ihren Vater zu stürzen drohte. Sie gab vor zu befürchten, der Erzbischof, der jeden Moment kommen sollte, könnte ernste Schritte unternehmen und bat deshalb den Duc d'Orléans, in dessen Anwesenheit das Gemach des Königs nicht zu verlassen und zu verhindern, daß man den König erschrecke. Wenig Leute wußten

etwas hievon, so daß man die Augen offen hielt, sei es aus Interesse oder einfacher Neugier, um sich das Benehmen M. de Beaumonts nicht entgehen zu lassen.

Endlich kam er, am Montag Morgen, wie er angekündigt hatte. Da man auf alles aufpaßte, sah man sogleich bei seinem Erscheinen den Maréchal de Richelieu eilig das Gemach des Königs verlassen und ihm bis in den Saal der Wache entgegengehen. Dort zog er ihn beiseite und sie setzten sich auf eine Bank. Man bemerkte, wie der Maréchal mit großer Eindringlichkeit und lebhaften Gebärden auf den Erzbischof einsprach. Obschon man nicht verstand, was er sagte, war es unschwer zu erraten, daß er ihn von der Erteilung der Sterbesakramente abzuhalten suchte, wie auch das verlegene Gebären des Erzbischofs verriet, er werde seiner Pflicht wohl untreu werden. Die Schamlosigkeit dieser Szene zog alle Blicke auf sich und einer nach dem andern wollte sich mit eigenen Augen davon überzeugen.

M. d'Aumont hatte sich schon allzu sehr hervorgetan seit dem Beginn der Krankheit, um nicht auch bei diesem Ereignis in Erscheinung zu treten. Sogleich ließ er sich als Dritter in das Gespräch ein. Nachdem dieses nochmals einige Zeit gedauert hatte, nahmen die beiden den Erzbischof in ihre Mitte und führten ihn in das Gemach des Königs, wo sich der Duc d'Orléans befand. Er blieb dort eine Viertelstunde und der Vorgang beschränkte sich auf gegenseitige Fragen über den Gesundheitszustand. Um den Skandal zu vervollständigen, blieb dem Erzbischof nur noch übrig, nach Paris zurückzukehren, statt in Versailles an Ort und Stelle zu bleiben: was er sich denn auch zu tun beeilte. Entsprechend der Verfassung der Gemüter wird man begreifen, daß die einen triumphierten, die andern aber den Erzbischof mit Vorwürfen überhäuferten, die er ja in der Tat verdient hatte.

Obwohl es dem König immer schlechter ging, blieben die Bulletins stets vortrefflich. Einzig die Leute seiner Umgebung und ihre nächsten Freunde wußten die Wahrheit. Übrigens wurde auch seine Umgebung durch die Ärzte irreführt, denen kein Wort ent schlüpfte, aus dem man irgend etwas hätte schließen können. Immerhin setzten sie in das Bulletin vom 2. und 3. Mai das Wort Delirium. Dies verdroß M. Aiguillon so sehr, daß er am Morgen im Zimmer des Königs der Fakultät eine Szene machte mit der Begründung, er wisse nicht, wie er dem Ausland diese Nachricht an-

kündigen sollte. Bis dahin war M. d'Aiguillon noch nie hervorgetreten, er hatte sich begnügt, die Seinigen wirken zu lassen. Doch von diesem Augenblicke an ließ er die Maske fallen und zeigte eine Entschlossenheit und einen Mut, die um so mehr verblüfften, als man ihn dessen nicht für fähig gehalten hatte.

Je offener er handelte, je mehr verzweifelten seine Gegner an irgendeiner Wendung zum Bessern. Man sah deutlich, daß es keine andere Rettung geben konnte, als den Tod des Königs, und alle Wünsche gingen nun in dieser Richtung. Man hielt ihn nicht mehr für genügend bei sich selber, um aus Angst vor dem Teufel einen Beichtiger rufen zu lassen und seine Mätresse zu verstoßen, was dann auch den Minister gestürzt hätte, der ganz von ihr abhängig war: aus diesem Grund setzte man all seine Hoffnung auf das große Ereignis.

Gerade als man glaubte, am weitesten von der Katastrophe entfernt zu sein, ereignete sie sich durch ein Mittel, auf welches man am wenigsten gebaut hatte. Als Madame du Barry, wie gewohnt, von Laborde gegen vier Uhr abends in das Krankenzimmer des Königs geführt worden war, erstaunte sie einigermaßen, da der König zu ihr sprach: «Madame, mir ist nicht gut, ich weiß, was ich zu tun habe. Wir müssen uns trennen. Gehen Sie nach Ruel zu M. d'Aiguillon; seien Sie versichert, daß ich immer die zärtlichste Freundschaft für Sie behalten werde.» Man kann wohl ermessen, welchen Eindruck diese Rede auf sie machen mußte; die Verwirrung, die man in ihrem Antlitz bemerkte, da sie das Zimmer verließ, verriet mehr von dem über sie verhängten Urteil, als die Worte des Königs selbst, die so wiederholt wurden, wie ich sie gebracht habe, ohne sicher zu sein, daß er sich eben dieser Ausdrücke bedient habe.

Bald verbreitete sich ein dumpfes Gerücht über das, was geschehen war. Die, welche die Entlassung der Mätresse gewünscht hatten und die Mehrzahl bildeten, waren um so aufgeregter, da sie, ohne genau informiert und ihrer Sache gewiß zu sein, der Gelegenheit doch nicht auf den Grund gehen konnten. Jene aber, welche mit dem Verlust der Madame du Barry alles zu verlieren hatten, welche tiefer eingeweiht und noch aufgeregter waren, mußten sich verstellen und hüteten sich, den kleinsten Umstand eines Ereignisses bekannt zu geben, das der Gegenpartei zum Triumph verhelfen mußte.

Die Ungewißheit dauerte bis am nächsten Tag, am 5. um 3 Uhr mittags, als Madame du Barry den Wagen bestieg. Die Freude wurde immerhin etwas gedämpft, als man sie nach Ruel fahren sah. Man war sich wohl bewußt, daß sie nur zwei Meilen entfernt von Versailles weilte, daß M. d'Aiguillon, der kühn alle Verantwortung auf sich genommen hatte, sie dem König, wenn er wieder zu sich kommen sollte, an sein Lager zurückbringen könnte, und daß sie mit offenen Armen von einem Mann empfangen würde, der kein anderes Gesetz gelten ließ, als seine Laune, keine andere Schicklichkeit, als seinen Eigenwillen und der keinen andern Charakter besaß als den, welchen ihm seine Umgebung aufzudrücken vermochte.

Von diesem Gesichtspunkt aus beschränkte sich die ganze Aufmerksamkeit darauf, den Zustand des Königs genau zu ergründen. Obschon Ärzte und Höflinge immer dieselben Reden führten, sickerte das Gerücht, daß es schlecht gehe, durch und selbst die Ärzte wagten jetzt zuzugeben, daß die Natur sich nicht mehr wehrte und nur dank ihrer Kunst und mit Hilfe der Medizinen geringe Resultate erzielt wurden. Aufrichtige Leute, welche Zutritt hatten zum Krankenzimmer, versicherten, der König sei nicht mehr bei Besinnung. Man muß aber gestehen, daß diese vorübergehend wieder zurückkehrte. Was er zu Madame du Barry gesprochen, stammte sicher von einem Menschen bei Verstand. Man hat Grund anzunehmen, daß er bei sich war in der Nacht vom 5. auf den 6., als er den Abbé Mondou, seinen Beichtvater, verlangte.

Der König blieb eine Stunde unter vier Augen mit dem Abbé Mondou. Als man das Zimmer wieder betrat, gab er zu wissen, daß er die Sakramente am nächsten Tag empfangen werde. La Martinière wollte ihm begreiflich machen, wie viel besser es wäre, nun gleich zu Ende zu führen, was noch zu tun übrig blieb, da er ja die Beichte schon hinter sich hatte. Dann erst würde er sich ruhig fühlen. Ohne zu antworten, befahl der König, man solle M. d'Aiguillon rufen. Nur wenig Leute wissen, daß er M. d'Aiguillon kommen ließ, um ihm zu gestehen, sein Beichtvater habe erklärt, er werde ihm die Absolution nicht erteilen, so lange seine Mätresse sich so nahe am Ort aufhalte. Er befahl dem Minister, Madame du Barry von ihm sagen zu lassen, sie möge sich nach Chinon, einem Gut M. de Richelieus, verfügen.

M. d'Aiguillon, der alles verloren wußte, wenn diese Entfernung stattfinden sollte, antwortete dem König, all dies beruhe sicher auf

einem Mißverständnis; er wolle den Kardinal La Roche-Aimon und den Abbé Mondou sprechen und nehme es auf sich, die Sache in Ordnung zu bringen. In der Tat eilte er zu dem Kardinal, den er mit Leichtigkeit umstimmen konnte. Mehr Mühe verursachte ihm der Abbé Mondou. Dank der Unterstützung des Kardinals gelang ihm jedoch auch dies, ohne daß man wüßte, welchen Mittels er sich bediente. Eines weiß man mit Bestimmtheit: der König empfing die Sterbesakramente am sechsten, um 6 Uhr in der Frühe. Er bezeugte große Ungeduld auf ihr Erscheinen und sandte M. de Beauveau öfter ans Fenster, um zu erspähen, ob sie noch nicht im Anzug seien.

Es war der Kardinal de La Roche-Aimon, der ihm die Sakramente verabreichte, in seiner Eigenschaft als Groß-Almosenier. Man bemerkte, wie nach beendigter Zeremonie, als der Kardinal sich zum Gehen wandte, der Abbé Mondou ihn am Chorhemd faßte, um ihm etwas ins Ohr zu flüstern. Alsobald erhob der Kardinal die Stimme und sprach laut, der König befinde sich in der reinsten Gemütsverfassung eines Christen, bereue alle Anlässe zu Skandal, die er gegeben haben konnte und hege die Absicht, solche in Zukunft zu vermeiden. Worauf der Maréchal mit einer Stimme, die laut genug war, daß jedermann es hören konnte, den Kardinal mit dem schimpflichsten aller Worte apostrophierte.

Die Handlungsweise des Abbé Mondou ließ vermuten, er sei nur einverstanden gewesen, die Sakramente trotz der Nähe der Madame du Barry verabreichen zu lassen, unter der Bedingung, daß dieses öffentliche Zeugnis eine Schranke zwischen sie und den König setze, wenn dieser wieder zu sich kommen sollte; daß der mit dem Zeugnis beauftragte Kardinal, obschon er dieses Vorgehen mit dem Beichtiger verabredet hatte, den Anhängern der Mätresse versprechen mußte, das Zeugnis zu unterschlagen; daß er sich jedoch letzten Endes der Sache nicht entziehen konnte, da er von dem Beichtiger festgehalten und dazu gedrängt worden war; ein Gebaren, das dem Charakter des Kardinals nur allzu gut entsprach, um ihm nicht allgemein zur Last gelegt zu werden.

Alles blieb ungefähr bei diesem Stand der Dinge bis am 9. abends, da man vermutete, der König werde die Nacht nicht überleben, sodaß die letzte Ölung ihm verabreicht wurde. Man flüsterte sich allerhand zu von Rose und Brand; die Atmosphäre in seinem Zimmer wurde unerträglich; dieser Umstand, nebst vielen andern Gründen, worunter insbesondere die völlige Gleichgültigkeit für

seine Person, trug dazu bei, daß man sein Ende immer ungeduldiger herbeiwünschte. Der Duc de Liancourt erzählte mir, daß er zu einem Kammerdiener, den er in Tränen vorfand, gesagt habe: «Nun, er weint wohl um seinen Herrn?» Worauf der Diener ganz laut geantwortet habe: «O nein, das nicht, wenn ich weine, so ist es um meinen armen Kameraden, der die Pocken noch nicht gehabt hat und sie nun sicher bekommen und daran sterben wird».

Der König überlebte noch die Nacht. Es verbreitete sich sogar um 10 Uhr morgens das Gerücht, daß er eine Entleerung gehabt und sich wohler befinde. Aber die Ärzte, die sein Leben seit einigen Tagen nur noch mittelst ihrer Kunst durch belebende Drogen zu fristen vermochten, konnten ihn nicht länger erhalten, als bis am 10., an welchem er 2 Uhr nachmittags den Geist aufgab. Sowie er tot war, floh alles von Versailles. Es blieben einzig zurück: der Duc d'Ayen, der Anwärter auf den Posten seines Vaters als Hauptmann der Schotten, deren Vorrecht es ist, den toten König zu bewachen; der Duc d'Aumont, erster diensthabender Kammerherr; der Groß-Almosenier und M. de Dreux, Oberzeremonienmeister. Man beeilte sich, den Leichnam in zwei Bleisärge einzuschließen, welche nur mangelhaft den pestilenzialischen Geruch zurückhielten, der daraus hervordrang; ein paar Priester waren als einzige Opfer dazu verdammt, die Überreste eines Königs nicht im Stich zu lassen, der durch die schamlose Verderbnis seiner Sitten, durch die Gleichgültigkeit für seine Pflicht und für seine Untertanen der Gegenstand eines fast allgemeinen Hasses geworden war.

Ich war auf Wache während seines Todes und aus Neugierde mischte ich mich unter das Volk, das während der Dauer dieses Ereignisses die Höfe anfüllte. Der Franzose, von Natur aus fröhlich, leichtsinnig und gutmütig, bezeugt seine Erregungen nicht, wie man dies bei andern Völkern sehen kann, durch grobes und wildes Gebaren. Insbesondere die Bevölkerung von Versailles ist sich stets der Anwesenheit des Hofes bewußt und hat ihm seine Zurückhaltung und Vorsicht abgelauscht. Ich hörte nicht eine einzige Äusserung, aber die Befriedigung las ich unschwer aus allen Gesichtern.

Die Leiche wurde zwei Tage später nach Saint-Denis gebracht, das Trauergeleite glich weit mehr einem Last-Transport, den man sich beeilt loszuwerden, als dem letzten Ehrengelage eines Fürsten. Da der König an einer ansteckenden Krankheit gestorben

war, konnte man nicht alle Zeremonien innehalten und all den kostspieligen Unsinn vom Stapel lassen, der sonst bei derlei Gelegenheiten Sitte ist. Der Sarg wurde auf einen großen Wagen gebracht, in einem zweiten fuhren der Duc d'Ayen und der Duc d'Aumont, im dritten der Groß-Almosenier und der Pfarrer von Versailles. Etwa zwanzig Pagen und fünfzig Berittene, die so wenig in schwarz waren wie die Wagen, bildeten den ganzen Zug, der um 8 Uhr abends in vollem Trab wegfuhr und um 11 Uhr in Saint-Denis anlangte, inmitten der Witze von Neugierigen, welche die Straße säumten und, von der Nacht begünstigt, der hervorstechendsten nationalen Eigenschaft, der Spottlust, freien Lauf ließen. Dabei blieb es jedoch keineswegs: Nekrologe, Schmähschriften, Reime schossen wie Pilze aus dem Boden, um das Andenken des verstorbenen Königs zu brandmarken.

(Übersetzt von A. M. E.-J.)

Revolution in Genf?

Zur Kampagne der Oxfordgruppe

von Theophil Spoerri

Es geschehen merkwürdige Dinge. Einige hundert Menschen aus den verschiedensten Ländern und Ständen kommen in eine moderne Großstadt, um Revolution zu machen. Es sind keine Schwärmer. Sie sind nichts weniger als weltfremd. Geschäftsleute, Politiker, Intellektuelle, junge Sportsmenschen treten unter ihnen besonders hervor. Die Art ihres Zusammenlebens ist zugleich die einer großen Familie, eines militärischen Lagers und einer revolutionären Zelle. Was noch seltsamer ist: sie verfolgen kein persönliches Ziel, sie haben keinen Vorteil vom Gelingen ihres Unternehmens. Sie bilden keine Organisation. Sie haben keine bezahlten Funktionäre. Sie selber arbeiten fast Tag und Nacht. Die meisten sind mit den größten Opfern an Zeit und Geld gekommen, viele haben ihren guten Ruf, etliche ihre Karriere drangegeben.

Was ist denn ihre Botschaft?

Das Einfachste und zugleich Revolutionärste der Welt: sie haben entdeckt, daß Gott so wirklich ist, daß er sogar das Leben eines